Nr. 302. 6. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 2761) ohne Bringegeld vierteljährl. M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Stengele in Hamburg.

Sonnabend, den 24. Dezember 1892.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Weihnachtsspielzeug.

* Der preußische Kultusminister Dr. Bosse ist ein frommer Mann, so gut wie sein über die Schulvorlage gestürzter Vorgänger. In einem Brief, den der orthodoxe „Evangelische Kirchliche Anzeiger“ diesen Sommer veröffentlichte, redet er über die soziale Frage salbungsvoll wie ein Pfarrer auf der Kanzel. Nicht blos die böse Sozialdemokratie, sondern auch die braven Schulzeschen Genossenschaften sind nach seiner Ansicht auf dem Holzweg, denn „seit 1800 Jahren liegt es vor aller Welt Augen, daß jede, aber auch ausnahmslos jede wahrhafte, jede große und heilsame Vorwärtsbewegung nur von einer großen Kraft getrieben, getragen und mit Erfolg zum Abschluß gebracht ist, nämlich vom Christenthum. Die christliche Liebe allein ist die prinzipielle Lösung der sozialen Frage, und sie ist es gewesen, seitdem sie den Himmel verlassen und die arme Gestalt der durch Sünde gebrochenen und geknechteten Menschheit angenommen hat, um die Armen und Elenden wunderbarlich zu retten und selig zu machen“. Es wird nun aufgezählt, was das Christenthum auf diesem Gebiete Alles geleistet: Befreiung der Sklawen (siehe die moderne Lohnsklaverei), Erhebung der Frauen aus ihrer Niedrigkeit (siehe die heutige Frauenarbeit in Fabriken und Hausindustrie, und die Prostitution) und die Umgestaltung der Familie, „dieses Grundpfeilers von Staat und Gesellschaft“. Ja, die Familie und besonders die Poesie der Kindheit, wie sie namentlich die Weihnachtszeit, die Weihnachtslegende mit so anmuthigem Schimmer verklärt. Der Mythus vom göttlichen Kinde — hat er nicht einem Schutzengel gleich das zarte Kindesalter umschwebt, jede Rohheit gegen die junge Menschenknospe ausgetilgt und den christlichen Völkern und ihren Gesetzgebern die zärtlichsten Gefühle gegen die Kinder in's Herz geflößt und sie vor jeder Mißhandlung geschützt? Hat er nicht die liebliche Sitte eingebürgert, die Kinder am Weihnachten mit allerlei Spielzeug zu erfreuen?

Aber erzählet euren Kleinen ja nicht, wie diese Spielwaaren verfertigt werden, denn es könnte ihnen die ganze Freude daran verderben. Ihr kleines Herz würde krampfhaft zucken, wenn sie erfahren würden, was z. B. Dr. E. Sax und Andere über die Spielwaarenindustrie in Thüringen mittheilen. Die durchschnittliche Arbeitszeit ist 18 Stunden, sage mit Worten achtzehn Stunden, und wohlgemerkt, nicht etwa nur während der hohen Saison. Alle Kinder müssen mitarbeiten, vom zartesten Alter an, man sieht häufig fünf- und sechsjährige Würmchen stundenlang auf den Dielen „spielen“. Sie müssen den geleimten Lauf von der „Klupp“ abziehen, die Böden und Deckel einsetzen und die fertigen Schachteln zumachen ꝛc. Bei den kleinen Sachen sind die Kinder recht eigentlich die Hauptsache, da gehören kleine feine Finger dazu, der Vater kann da gar nicht hineingreifen. — Aber dafür werden sie gewiß auch herrlich belohnt, verdienen ein Heidengeld und können sich mit Braten und Wein und köstlichen Leckerbissen nähren? Ei gewiß. Der Tagesverdienst beträgt nach der Berechnung von Sax bei 17stündiger Arbeitszeit noch nicht 50 Pfennig. In einem Artikel der Wiener „N. F. Presse“ vom 17. d. M. lesen wir: „Wenn darum auch die ganze Familie fabriziren hilft, so bringen es ältere Kinder manchmal auf höchstens 1 bis 2 Mark in der Woche und ihre Väter oft nur auf ein bis anderthalb Mark mehr. 300 bis 500 Mark ist in mancher Familie die Jahreseinnahme für die gefertigten Spielwaaren, wenn Alle sich tüchtig in's Zeug legen!!!“

Ueber die Lebensweise schreibt derselbe Autor: „Von Brot im wörtlichen Sinne ist bei ihnen freilich nicht die Rede. Es wird durch die billigeren Kartoffeln ersetzt, ihre Hauptnahrung, die schon am Morgen mit Zichorienkaffee und Salz, selten mit Leinöl oder gar mit Butter, auf dem Tische als erstes Frühstück dampfen und zum Mittag- und Abendbrot wieder. „Erdäpfel sind doch was Gutes“ hört man dabei noch oft loben, und Vielen ist es ein wahres Fest, sich einmal recht herzhaft daran satt essen zu können.“ Wie wenig Eiweißgehalt die Kartoffel besitzt und daß daher die Skrophulose und andere Uebel unter diesen Leuten heimisch sind, ist bekannt. Was verdient also ein Kerl, der diese seine Schilderung mit dem Satz verbrämt: „Ist es auch ein kärgliches Brot, das ihnen bescheert ist, so sind sie doch, wie alle „gebirgischen Leut'“, glücklich und zufrieden und verlieren die gute Laune nie!“ Dieses „Glück“, diese „Zufriedenheit“ und „gute Laune“ ist natürlich von jener Sorte, die auch E. Herman bei den Webern im Riesengebirge konstatirt: „Ihr Gleichmuth im Ertragen des Elends ist beinahe bis zur Gefühllosigkeit abgestumpft. Als der Verfasser eines Tages ein älteres Ehepaar, das mit einem schwindsüchtigen Sohne zusammen arbeitete, um die Zahl der Kinder fragte, da antwortete der Mann: Elf, und die Frau setzte mit freundlichem Lächeln hinzu, ohne irgend einen Ausdruck der Trauer: „Sie sind Alle bis auf einen an der Webertrankheit gestorben.“ Damit meinte sie die Lungenschwindsucht und schaute dabei zu ihrem letzten Sohne hin, dem ja sicher in kurzer Zeit dasselbe Loos bevorstand.“

O das Christenthum hat „die Armen und Elenden wunderbarlich gerettet und selig gemacht“, wie Exzellenz Bosse versichert.

Nein, verschweiget euren Kindern nicht, wie diese Spielwaaren verfertigt werden, erzählet es ihnen herzhaft, und wenn ihr kleines Herz krampfhaft aufzuckt, dann ahmet das Beispiel Hamilcars nach, der seinen Knaben Hannibal am väterlichen Altar Fehde gegen Rom schwören ließ. Fehde dem kinder- und männermordenden, kulturverwüstenden Kapitalisten-System lasset sie beim Weihnachtsbaum geloben; das Kinderspielzeug soll zugleich ein wirksames sozialistisches Erziehungsmittel sein.

Von der Weltbühne.

Belastung und Entlastung in der Militärvorlage werden nach der „Nordd. Allgem. Ztg.“ von den Gegnern „nicht in gerechter Weise gewürdigt“. „All jene Kritik“, sagt sie, „welche man bisher von der gegnerischen Seite zu hören bekam, hat sich fast ausschließlich auf das Belastungsmoment geworfen, und von den Vortheilen der Reform sowohl im Hinblick auf die Erhöhung unserer Wehrkraft, wie auf die Entlastung der Wehrpflichtigen, nichts wahrnehmen wollen.“

Der „Germania“ ist diese Bemerkung offenbar unangenehm. Sie will sich und ihre Partei vor dem da erhobenen Vorwurf in Schutz nehmen. Sie schreibt:

„Es fragt sich zunächst, wer sind die „Gegner“ der Vorlage? Kurz vorher spricht die „Nordd.“ von ihnen als solchen, die „Alles abweisen“. In diesem Sinne sind Gegner der Vorlage nur die Sozialdemokraten, sie allein; was die „Nordd.“ darüber hinaus sagt, ist Unwahrheit. Es muß das einmal klar herausgesagt werden, da bei den Offiziösen hartnäckig und zu sehr durchsichtigen Zwecken die Taktik verfolgt wird, nur die Negation auf der einen und die Regierungsvorlage auf der anderen Seite zu sehen, von dem sehr bestimmten, in der Mitte liegenden Vorschlage aber, für den eine Mehrheit sicher wäre, nichts zu sagen. In der Mitte zwischen Negation und Regierungsvorlage liegen für die Offiziösen nur die vagen Worte „Verständigung“, „Vereinbarung“, die aber nur auf Annahme der Regierungsvorlage hinauslaufen. Denn von dieser wird fort und fort behauptet, daß nichts aus ihr herausgenommen werden könne, ohne sie militärisch hinfällig zu machen. Graf Caprivi hat ja in seinen Reden auch seinerseits nirgends auch nur ein allgemeines Wort über sachliches Entgegenkommen von der Regierungsseite gesagt, geschweige denn, daß er ein solches auch nur in einigen noch so winzigen Punkten bestimmt in Aussicht gestellt hätte.“

In dieser Auslassung des Zentrums-Organs ist lediglich eine Bekräftigung der Annahme zu sehen, daß diese Partei, oder wenigstens ein Theil derselben, bereit ist zu einem Schacher mit der Regierung.

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ bringt einen Leitartikel, in welchem zwischen den Zeilen ganz deutlich zu lesen ist, daß es der Regierung gar nicht einfällt, auf eine nennenswerthe Reduktion ihrer militärischen Forderungen einzugehen. Sie schreibt u. A.:

„Man scheint an einigen Stellen zu glauben, es müsse, da der gegenwärtige Zustand mit der verstümmelten Dienstpflicht nicht haltbar sei, ohnehin zur zweijährigen Dienstzeit kommen, gleichviel ob man die Kompensationen gewähre oder nicht. Das wäre ein bedenklicher Irrthum. Der gegenwärtige Zustand ist militärisch auf die Dauer kaum haltbar. Aber ein Ausweg könnte ebensowohl nach der Richtung der Wiederherstellung der vollen dreijährigen, als nach der der Annahme der zweijährigen Dienstzeit gefunden werden. Erkennt die Militärverwaltung, daß man in der Vermehrung der Zahl der Dispositionsurlauber schon jetzt zu weit gegangen ist, warum sollte man den Weg nicht zurückmachen können? Man würde dabei die Kriegsstärke verringern und die aus der unvermeidlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit des jetzigen Verfahrens hervorgehenden Mißstände zum großen Theil beibehalten, sich noch mehr von dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht lossagen müssen, aber weder gesetzlich noch militärisch stände dem die mindeste Schwierigkeit entgegen. Diejenigen, welche in dem Kampf der Qualität gegen die Quantität — ein Streit, der an sich so müßig ist, weil diese Begriffe nur relativen Werth haben — die Qualität des Friedensstandes betonen, würden damit zufrieden sein.

„Die verbündeten Regierungen haben die Militärvorlage aber eingebracht, weil sie nicht glauben, unserer äußeren Lage gegenüber die Verantwortlichkeit für die Fortdauer des gegenwärtigen im Hinblick auf die veränderten Verhältnisse bei unseren Nachbarn ungenügenden Zustandes unseres Heerwesens tragen zu können.

„Erscheint mithin den verbündeten Regierungen eine Annahme der zweijährigen Dienstzeit ohne gleichzeitige Etatserhöhungen und Kadres-Vermehrungen ausgeschlossen, so gilt das ebenso von dem bisher nur vereinzelt aufgetretenen Gedanken, etwa die Spezialwaffen, auch die Feldartillerie, zu vermehren, die Infanterie aber ohne Kompensationen mit der zweijährigen Dienstzeit zu bedenken. Der Zukunftskrieg wird an alle Waffen höhere Anforderungen stellen als die Vergangenheit; bei keiner aber werden die zersetzenden Einflüsse des Gefechtes sich so geltend machen, wie bei der Infanterie.

„So lange die politischen Verhältnisse Europas sich nicht wesentlich ändern, kann und wird die Forderung nach einer Erhöhung der Wehrkraft Deutschlands nicht von der Tagesordnung verschwinden. Kein zur Leitung unserer auswärtigen Politik berufener Staatsmann, kein mit der Organisation unseres Kriegsheeres betrauter Offizier wird die Verantwortlichkeit für die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes übernehmen wollen und können. Gewiß nicht leichten Herzens haben die verbündeten Regierungen sich zu den erhöhten Forderungen für das Heer entschlossen; nur die Ueberzeugung davon, daß unsere eigene Wehrkraft seit 1871 sich nicht in dem Maße gehoben hat, wie die unseres östlichen und westlichen Nachbarn, und daß wir in dem künftigen Kriege schwierigen Verhältnissen mit relativ geringeren Kräften gegenüberstehen werden, als je zuvor, hat ihre in den Grenzen des Durchführbaren gehaltenen Entschließungen geleitet. Das, was bisher hiergegen vorgebracht ist, dürfte nicht geeignet sein, sie umzustimmen.“

„Volk, sei auf der Wacht!“ Unter diesem Titel polemisirte vorgestern unser Zentralorgan „Vorwärts“ in einem Artikel gegen die „Freisinnige Zeitung“. Es heißt in dem Artikel, die freisinnige Partei habe sich nicht zu einem klipp und klaren Nein gegenüber der Militärvorlage aufzuschwingen vermocht. Die „Freisinnige Zeitung“ entgegnet nun heute Folgendes:

„Bekanntlich sagt die freisinnige Partei Nein, wenn es nicht gelingt, die zweijährige Dienstzeit gesetzlich einzuführen ohne Erhöhung der Friedenspräsenzstärke. Wenn es aber gelingt, die Vorlage darauf zu beschränken, was allerdings wenig wahrscheinlich ist, so würde auch die Sozialdemokratie nicht im Stande sein, Nein zu sagen, im Falle ihre Stimmen für die Annahme oder Ablehnung der Vorlage entscheidend wären.“

Wie naiv! Und das muthet das Richter'sche Organ der Sozialdemokratie zu? Selbst auf die „Nordd. Allgem. Ztg.“ wirkt diese Naivetät belustigend; sie schreibt:

„Parlamentarische Parteien dürfen also ihr Ja oder Nein davon abhängig machen, ob ihre Stimmen für Ablehnung oder Annahme einer Vorlage entscheidend sind — so sagt die „Freis. Ztg.“ des Abg Richter! Daß manches Nein der Fortschrittspartei resp. des Deutschfreisinns auf dieses Motiv zurückzuführen wäre, haben Andere schon oft behauptet; stets aber hat die Freisinnspresse solche „Unterstellung“ mit Entrüstung zurückgewiesen — jetzt sagt es das Richter'sche Organ selbst!“

Daß diese parlamentarische Moral des Freisinns nicht auf die Sozialdemokratie zutrifft, brauchen wir wohl nicht näher darzulegen.

Auf ihre unehrliche Kampfesweise festgenagelt wird einmal wieder die „Köln. Ztg.“, und zwar von der ultramontanen „Germania“. Dieselbe bemerkt:

„Die rheinische Wettersahne schreibt: „Der vielberufenen Legende von dem Septennatsschwindel macht die „Germania“ — und daß sie es thut, ist der Humor der Sache — nunmehr endgültig den Garaus, indem sie erklärt, „daß Löwe seine vortrefflichen Maschinen zur raschen Fabrikation von Lebel-Gewehren in einem Augenblick unserem Feinde anpries, wo uns von Frankreich her der Krieg drohte“.“ Daß die „Kölnische Zeitung“ zu unterschlagen versteht, kann nicht auffallen bei einem Organ, das s. Z. mit einem gefälschten Aktenstück hausiren ging. Der von ihr zitirte Satz der „Germania“ lautet nämlich: „Daß Löwe ꝛc. anpries, wo von Frankreich her Krieg droht, wenigstens die Bevölkerung durch offiziöse Alarmrufe in lebhafte Sorge wegen eines solchen Krieges versetzt wurde.“ Der hier gesperrte Satz wird von dem Organ „für deutsche Bildung und Gesittung“ einfach unterschlagen.“

Gegen die Militärvorlage wurden weitere Protestversammlungen abgehalten in Bamberg, Fürstenwalde a. d. Spree (Ref. Metzner-Berlin), Löbau (Referent Böhmer und Pierschel), Lämmerspiel, Hausen und Obertshausen in Hessen (Ref. Galm-Seligenstadt), Lutter a. B. (Ref. Wentzel-Seesen), Backnang (Ref. Leickhardt-Stuttgart), Ulm (Ref. Hildenbrand-Stuttgart), Ortenstadt, Baden, Kampe-Ottersberg und Passen im 6. hannoverschen Reichstagswahlkreis (Ref. L. Lingner), Pritzwalk (Ref. Koopmann-Berlin.) Ueber das gleiche Thema referirte am Sonntag Reichstagsabgeordneter Schultze-Königsberg in sehr gut besuchter Volksversammlung zu Bartenstein (Ostpreußen). Es gelangten zwei Resolutionen zur Annahme, von denen die eine gegen die Militärvorlage protestirt, während die andere erklärt, daß nur die Sozialdemokratie im Stande ist, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern. Die vorzüglich verlaufene Versammlung schloß mit einem begeisterten Hoch auf unsere Partei.

Aus dem Bundesrath. — Der Bundesrath hat in der vorgestern unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten des Staatsministeriums, Staatssekretärs des Innern Dr. v. Bötticher, abgehaltenen Plenarsitzung der Vorlage, betreffend die weitere Vereinbarung provisorischer Zollbestimmungen mit Rumänien, zugestimmt.

Die mit der Vorberathung des Elektrizitätsgesetzentwurfs betrauten Ausschüsse des Bundesraths haben am 21. d. Mts. ihre Arbeiten beendet, und dürfte das Plenum dem in einigen Punkten abgeänderten Entwurfe seine Zustimmung ertheilen. Ob die Vorlage dem Reichstage noch in dieser Session zugehen wird, scheint jedoch noch nicht entschieden zu sein; es wird das von dem Verlaufe der ohnehin umfangreichen Arbeiten des Parlaments abhängen. Der Bundesrath wird seine nächste Plenarsitzung nach Neujahr abhalten.

Wie man in Preußen die Wahlordnung „demokratisiren“ will. Das preußische Abgeordnetenhaus soll bei Wiederbeginn seiner Sitzungen die in Zusammenhang mit der Steuerreform stehende neue Wahlordnung vorfinden. Wie die „Nat.-Lib. Korresp.“ hört, wäre in dem Entwurf von einer prinzipiellen Aenderung der Grundsätze, auf denen die bisherige Wahlordnung beruhte, nicht die Rede:

„Die Einrichtung der drei Wählerklassen nach dem Maße der Steuerleistung bleibt bestehen, dabei bezweckt aber das neue Wahlgesetz, einer erheblichen Verschiebung in der Wahlberechtigung, wie sie die Folge der neuen Steuergesetze sein würde, vorzubeugen. Eine der wesentlichsten neuen Vorschläge ist die Bestimmung, daß nicht, wie bisher, nur die direkten Staatssteuern, sondern sämmtliche öffentliche Abgaben, Staats-, Provinzial-, Kreis-, Kommunalsteuern, zur Grundlage der Eintheilung der Wählerklassen gemacht werden.“

Die „Hamburger Nachrichten“ machen dazu folgende hochweise Bemerkung:

„Der Antrag mit seiner zweifellosen demokratisirenden Tendenz wäre stilgerechter von der Linken des Abgeordnetenhauses eingebracht als von der Regierung.“

Da hört denn doch Alles und noch Verschiedenes auf! Der mitgetheilte neue Vorschlag läuft darauf hinaus, eine erhebliche Verschiebung in der Wahlberechtigung grade zu Ungunsten der niederen Wählerklassen zu machen. Werden sämmtliche öffentliche Abgaben, wie angegeben, der Eintheilung zu Grunde gelegt, so wird damit selbstverständlich das Gewicht der Steuerzahler in den höheren Klassen vermehrt. Selbst die „Germania“ sieht in diesem Vorschlage die Gefahr einer Verschlechterung des Wahlrechts nach der plutokratischen Seite hin, die auf keinen Fall eintreten dürfe. Das **elendeste aller Wahlsysteme**, wie Bismarck seinerzeit das preußische Dreiklassenwahlsystem genannt hat, soll in seiner ganzen prinzipiellen und taktischen Monstrosität erhalten bleiben, nur etwas „zeitgemäß zugestutzt“. Das „verbesserte“ Gesetz soll wiederum wie das alte Wahlgesetz den Geldbeutel des Einzelnen zur Grundlage für die Zumessung des wichtigsten politischen Rechtes machen. Ein großer Theil der preußischen Bevölkerung wird darnach von dem Wahlrecht ganz ausgeschlossen bleiben, während auf der anderen Seite eine Minderheit reicher Staatsbürger ein vielfach höherwerthiges Wahlrecht zugewiesen erhält.

„Es würde“ — schreibt die Berliner „Volkszeitung“ zutreffend — „also die auf den Geldbesitz gestützte Klassengesetzgebung in Permanenz erklärt werden, wenn der Entwurf die Zustimmung des preußischen Landtages finden sollte. Karakteristisch ist, daß eine nationalliberale Zeitung, die „Nat.-Ztg.“, zuerst ihre Stimme zu Gunsten des Entwurfes erhebt. Die nationalliberale Weisheit denkt offenbar nicht daran, daß diese „Neuordnung“ des Wahlrechtes, in der sich eine grenzenlose Mißachtung der politischen Bildung der Nation kundgiebt, dem Vertrauen in die Grundlagen der Gerechtigkeit, auf denen sich ein Staat aufbaut, in den breitesten Schichten des Volkes ungeheuren Abbruch thun muß. Man könnte ein so verändertes Wahlgesetz getrost ein „Ausnahmegesetz zur Förderung der Sozialdemokratie“ nennen.“

Aber unser liebwerthes Bismarck-Organ schießt den Vogel ab; es verkündet der Welt: der Antrag habe eine „zweifellos demokratisirende“ Tendenz! Womit völlig zweifellos bewiesen ist, daß die geehrten Kollegen von den „Hamburger Nachrichten“ zeitweilig an politischer Farbenblindheit leiden, indem sie grau mit roth verwechseln.

Gegen die Brausteuererhöhung hat die Frankfurter Handelskammer nun gleichfalls an den Reichstag eine Eingabe gerichtet, in der sie um Ablehnung der Brausteuer-Erhöhung bittet. In der Eingabe wird auf die große wirthschaftliche Bedeutung der Brauindustrie des Kammerbezirks verwiesen. Es ist in den Privatbrauereien ein Kapital von 5 Mill., in den Aktienbrauereien ein solches von 22 Mill. angelegt, während die Ausgaben der Brauereien an Rohmaterialien und Steuer sich auf M. 6 383 000 beziffern. Die Bierpreise sind im Engros-Verkehr (M. 17½ bis 18), wie im Ausschank (12 ₰ für 0,4 Liter) unverändert. Eine Erhöhung dieser Preise erscheint in normalen Zeiten unmöglich, gegenwärtig spricht auch die außerordentlich tiefgreifende Nothlage des gesammten Erwerbslebens dagegen. Eine Abwälzung auf die Wirthe erscheine unthunlich, da diesen der Verdienst durch die hohen Miethspreise, die mannigfaltigen Spesen für Bedienung, Beleuchtung, Heizung, Zeitung ꝛc. geschmälert wird. Interessant sind einige der Eingabe beigefügten Zahlen. So ist die Einfuhr des baierischen Bieres von 12 618 Hektolitern in 1888 auf 18 768 Hektl. in 1891 gestiegen, die Einfuhr österreichischen Bieres von 6012 Hektol. auf 13 754 Hektol., während der Export des Frankfurter Bieres von 39 343 Hktl. in 1882 auf 9371 Hektl. in 1891 fiel. Von den 8 Aktienbrauereien des Bezirks zahlen jetzt bereits 4 keine Dividende; die Dividende der 4 übrigen würde von M. 583 000 in 1891/92 auf M. 277 977 = 4,98 pZt. sinken. Die Mehrbesteuerung der hiesigen Brauereien würde bei der Annahme der Brausteuer-Vorlage sich auf M. 875 000 belaufen. — Auch die Mainzer Handelskammer hat eine Eingabe an den Reichstag gerichtet. — Der Verein der Brauereien und Mälzereien von Köln und Umgegend richtet eine Zuschrift an die Kölner Handelskammer, in der er die Dividende der 4 Kölner Aktienbrauereien nach der Steuer-Erhöhung auf 2 pZt. berechnet und hinzufügt, daß deren Aktien vielfach in den Händen des Mittelstandes sind. In Köln sei der Bierkonsum ohnedies schon gesunken; in den Arbeiter-Wirthschaften sei in den letzten zwei Jahren eine Verringerung des Absatzes um 30 pZt. eingetreten. Die Kölner Brauer berufen sich auf ihre opferwillige Vertretung des patriotischen Standpunktes, wonach unser Heer „das beste der Welt sein und bleiben müsse“. Sie empfinden es aber bitter, daß nun grade die 8400 Brauereien sich an den neuen Opfern für die Armee verbluten sollen. Vielleicht trägt die Erfahrung, die jetzt von den Brauern gemacht wird, dazu

---

Else.

Eine Weihnachtserzählung von Alexander L. Kielland.
Deutsch von J. Rogon.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

Und als sie in das Bett kroch, dachte sie weder an Mutter Späckboms Kranke noch an Fräulein Falbes stille Stube; sondern sie schlief ein unter Rosen und Musik und Träumen von weißem Atlas mit Schwanendaunen um die Schultern. Sie war siebzehn Jahre alt.

Das Leben in der Arche ging seinen bunten Gang mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Mutter Späckbom führte ihren stillen Krieg mit Dr. Bentzen; Fräulein Falbe beschäftigte sich mit ihrer Schule und mit ihrem Bruder; und die Bande trieb ihr geheimnißvolles Wesen da oben.

Eine Zeit lang enthielt sich der Floh, auf den Speicher zu gehen, bis er eines Tages den alten Schirrmeister spielen hörte. Da kam eine solche Lust über Else, ihn zu sehen; er war ja allein, und da konnte doch nichts Schlimmes dabei sein.

Er war aber nicht allein; und da Else nun einmal gekommen war, blieb sie trotzdem oben. Und nach und nach wurde Alles wie vorher; nur daß sie jetzt Alles that, um ihre Besuche vor Fräulein Falbe geheim zu halten.

Solchergestalt war Mutter Späckboms Arche, und in alledem wuchs der Floh auf. —

2.

„Ja, meine Herren und Frauen! Aber wir müssen bedenken, daß es hier nicht blos gilt, der bedrängten Menschheit im Allgemeinen zu Hülfe zu kommen, sondern daß wir uns zur Aufgabe gesetzt haben, auf einem ganz bestimmten Gebiete zu wirken. Obgleich ich also aus vollem Herzen die Gesichtspunkte theile, welche Herr Konsul With dargelegt hat, muß ich doch daran festhalten, daß wir nicht über die Grenze hinausgehen sollen, welche wir uns selbst gesetzt haben. Es ist wohl möglich, daß die Noth und was uns hier besonders angeht: das sittliche Verderben unter den jungen Mädchen in der Gemeinde St. Paul ebenso groß, ja vielleicht noch größer ist als in unserem St. Peter. Aber ich glaube doch, daß wenn unsere Arbeit sichtbare Früchte des Segens bringen soll, wir uns auf dem von Gott selbst angewiesenen Gebiete halten sollen, und dies ist — meine ich — unsere eigene Gemeinde.“

„Oh wie wahr, was der Herr Pfarrer da sagt,“ rief Frau Bentzen erfreut. „Es ist ganz so, wie zu der Zeit, ehe ich meine gewissen Armen bekam. Alles was ich gab, was wir fortschenkten, verschwand spurlos, und der Bettler wurden nur immer mehr. Aber nun lasse ich nur durch das Dienstmädchen antworten: „Wir haben unsere gewissen Armen.“ So weiß man, daß kein Unwürdiger empfängt und kann die gesegneten Früchte sehen. Wie sagte doch der Herr Pfarrer so wahr und schön?“

„Sichtbare Früchte des Segens“ — erwiderte der Pfarrer bescheiden erröthend.

„Ja, so war es,“ sagte Frau Bentzen und wiederholte die Worte halblaut, um sie nicht zu vergessen.

„Ich für meinen Theil glaube sogar nicht, daß es Recht ist, in der Hast und ohne Ueberlegung zu geben —,“ meinte des neuen Polizeimeisters junge Frau und senkte bescheiden ihre schönen Augen.

Der Pfarrer verbeugte sich zustimmend gegen die Sprecherinnen und machte darauf aufmerksam, daß es schon in der Schrift heiße: Es ist nicht recht, das Brot den Kindern zu nehmen und es den Hündchen vorzuwerfen. Hieran knüpfte er einige Bemerkungen, in welchen er abermals hervorhob, daß der Verein für gefallene Mädchen, den zu gründen man versammelt, seine Wirksamkeit streng innerhalb der Grenzen der St. Petersgemeinde halten müsse.

Der Großhändler With hatte hiergegen im Grunde nicht das Geringste einzuwenden. Er hatte nur einige allgemeine Worte auf's Gradewohl gesprochen, um auch etwas zu sagen. Nun mußte er erklären, daß dies blos so seine Meinung gewesen sei, um in großen Zügen — hm! — eine Andeutung zu geben, was nach seiner — hm! — Meinung gegenüber diesem — hm! diesem Gesellschaftsübel geschehen solle.

Der Pfarrer sprach seinen Dank aus für den werthvollen Beitrag, welchen der Konsul zur Beleuchtung der Sache gegeben habe, worauf die Berathung über diesen Punkt für geschlossen erklärt, und der vom Pfarrer vorgeschlagene Namen angenommen wurde: Verein für gefallene Mädchen der St. Petersgemeinde.

Konsul With strich seinen schwarzen Knebelbart und sah unbemerkt nach der Uhr. Es war seine Frau, welche ihn zur Theilnahme an dieser Versammlung gezwungen hatte, in welcher außer ihm kein anderer Herr anwesend war, als der Pfarrer. Im Uebrigen war hier eine Auswahl der allerfeinsten Frauen der Stadt, welche auf des Pfarrers Einladung zu dem genannten Zwecke zusammengetreten waren. Konsul With war beigezogen worden, weil man einen der reichsten Männer der Stadt unter den Gründern haben wollte.

Böswillige Menschen wollten freilich finden, daß sich der Konsul in einem Vereine dieser Art etwas wunderlich ausnahm; denn er stand in Wahrheit nicht im besten Rufe.

Einige fanden eine Entschuldigung in dem Umstande, daß Konsul With ein — Bügelbrett zur Frau hatte. Frau With war gewiß eine der flachsten Gestalten, die man sehen konnte.

Andere fanden wieder, daß die Frau Konsulin es nicht besser verdiente; denn wie konnte sie so dumm sein, sich einzubilden, daß der schmucke Otto With sie um etwas anderes, als des alten Rheders Randulf Thaler geheirathet habe.

Aber der Konsul selbst war so geschmeidig und glatt, so liebenswürdig und gewandt, daß alle diese Nachreden von ihm abglitten. Die ihn genau kannten, lächelten; er war nun einmal unverbesserlich. Die meisten aber meinten, er sei doch nicht so schlimm, als man sage.

Mittlerweile wurden die Verhandlungen des neuen Vereines fortgesetzt. Die vorbereitenden Arbeiten wurden besprochen und unter die Anwesenden vertheilt. Dies ging aber nicht ohne Schwierigkeit, und der Pfarrer mußte äußerst vorsichtig sein, um zwischen allen diesen Frauen zu laviren, ohne anzustoßen.

Besonders konnte man bemerken, daß mehrere Frauen nach der Schriftführerwürde strebten. Dies war zum Theil des Pfarrers eigene Schuld. Denn er hatte halb im Scherze das Interessante und Verantwortungsvolle, ein großes, dickes Protokoll mit Rubriken in rother und blauer Tinte zu füllen, ausgemalt.

In dieses dicke Protokoll schien sich insbesondere die Frau Polizeimeisterin verliebt zu haben, und so oft die Schriftführerstelle zur Sprache kam, ließ sie ihre schönen Augen mit einer schüchternen Bitte auf dem Pfarrer weilen.

Aber da waren noch Andere, welche einer solchen Auszeichnung würdiger sein konnten. Zuerst Frau With, in deren eleganten Gesellschaftsräumen die Versammlung stattfand, und von welcher man den größten Beitrag erwartete. Aber der Pfarrer hatte listig ausgedacht, sich mit ihr in der Weise abzufinden, daß er ihren Mann, den Konsul, zum Vorsitzenden des Vereines machte.

Dann war da die reiche Frau Fanny Garman von Sandsgaard. Sie sah zwar aus, wie wenn sie sich nur langweilte und um nichts kümmerte; aber es konnte doch sein, daß sie es übel genommen hätte, wenn man sie überging.

Ferner war es auch eine große Frage, ob es nicht das Richtigste war, die Schriftführerwürde der Frau des Dekans zu übertragen. Dekan Martens hatte für seine Frau die Einladung zur Theilnahme am Vereine angenommen. Er hatte jedoch hinzugefügt, daß, obgleich seine Lena sich mit Leib und Seele für die Sache interessire, sie leider so schwach sei, daß sie lieber als eine stille Frau sich im Schutze ihres Heimes halten wölle. Sie war auch nicht in der Versammlung erschienen.

Der Pfarrer fing an, unruhig zu werden. Er war verhältnißmäßig neu in der Gemeinde; und die Gründung dieses Vereins für gefallene Mädchen der St. Peters-Gemeinde sollte eigentlich seine erste große That sein.

Nun fühlte er schon die Schwierigkeiten; diese Schriftführerstelle — was sollte er doch mit ihr thun? Aber während er da saß und sich in allen diesen Bedenklichkeiten wandte, wurde an die Thüre geklopft und Fräulein Falbe trat ein.

Nach einem flüchtigen Gruße gegen Frau With begann sie, zur versammelten Gesellschaft gewandt, kurz und bündig: „Ich habe gehört, daß sich hier ein Verein zur Rettung junger Mädchen bildet; und da ich dachte, daß man sich um die Plätze raufen könnte, wollte ich mich beeilen und ein junges Mädchen empfehlen, welches der Rettung aus seiner Umgebung dringend bedarf. Sie kennen es gewiß auch, Frau Bentzen! Es ist die kleine Else bei Frau Späckbom.“

Frau Bentzen erhob sich und zupfte einen Faden von ihrem Kleide. Gewiß kannte sie Else; alle Welt kannte ja das kleine verschmitzte Ding. Aber sie mußte doch gestehen, daß — —

Auch mehrere andere Frauen murmelten und wisperten mit einander; aber Konsul With war so unvorsichtig, zu rufen: „Ah, Fräulein Falbe! Sie meinen den Floh? Ein hübsches — hm, hm!“ Es half nichts, daß er hustete; das Bügelbrett warf ihm einen Blick zu und Frau Garman lachte offenbar hinter ihrem großen Fächer. Aber Fräulein Falbe setzte ihre Empfehlung fort, indem sie alle Versuchungen des Lebens der Arche schilderte.

„Daß Fräulein Falbe es nur aushalten kann, in einem solchem Hause zu wohnen,“ sagte das Bügelbrett in's Blaue.

Das Fräulein zwang sich, zu schweigen. Aber da Niemand antworten zu wollen schien, sagte die kleine Polizeimeistersfrau: „Ich bitte um Entschuldigung — ich bin noch so fremd; aber wohnt das genannte junge Mädchen innerhalb der Grenzen der St. Peters-Gemeinde?“

Diese scharfsinnige Frage machte einen so guten Eindruck auf den Pfarrer, daß er beschloß, der Polizeimeisterin die Schriftführerstelle zu geben. Indessen wurde es schnell in's Reine gebracht, daß die Arche wirklich innerhalb der Grenzen der St. Peters-Gemeinde liege. Es entstand nun abermals eine kleine peinliche Pause, denn Alle wollten gerne gegen Fräulein Falbe sein, aber Niemand wußte, welche Einwendungen sie finden könnte.

Da sagte der Pfarrer: „Entschuldigen Sie, Fräulein Falbe! Aber da Sie den Zweck dieses Vereines kennen, so wissen Sie auch, welche Art von Wesen zu retten wir uns vorgesetzt haben. Gestatten Sie mir deshalb eine Frage: ist die von Ihnen Empfohlene ein gefallenes Mädchen?“

„Das weiß ich nicht —“, antwortete Fräulein Falbe schnell und wurde roth; aber sogleich fügte sie ruhig hinzu: „Sie ist nicht mehr als siebzehn Jahre, und eben deshalb hoffte ich, daß sie noch zu retten sei. Denn im Hinblick auf die Umgegend, in welcher sie aufwächst, erscheint es mir fast eine Nothwendigkeit, daß sie fallen und sinken muß — wie wir es so oft bei Mädchen in ihrer Stellung sehen.“

„Ja, Fräulein! Hierauf muß ich antworten, daß ich für's Erste diese neuzeitliche Auffassung von der Nothwendigkeit nicht theile. Ich für meinen Theil glaube und bin — wenn auch der Zeit neue Weisheit über mich lachen mag — glücklich, zu glauben, daß selbst da, wo des Menschen Auge den sicheren, nothwendigen Weg des Verderbens sieht, ein Platz für Gottes liebreichen Rathschluß ist. Und was nun die Sache selbst betrifft,“ fuhr der Pfarrer fort, indem er sich in der Versammlung umherblickte, „so muß ich wiederholen, was